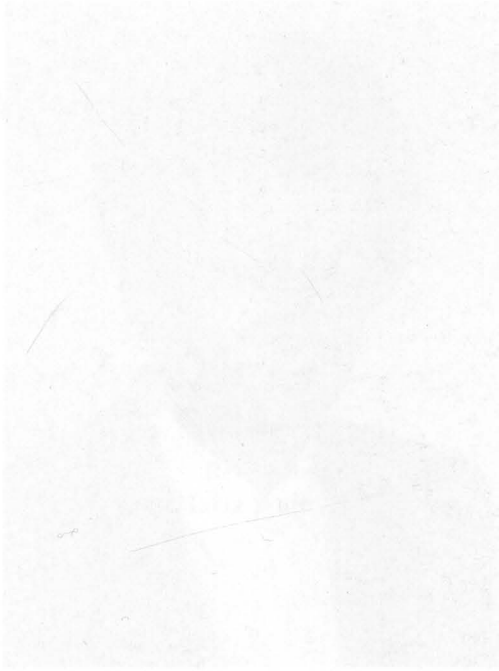


XXIV

studia  
germanica  
posnaniensia

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu





*Festschrift für  
Edyta Polczyńska  
zum 40. Arbeitsjubiläum*



Edega Pociuszeiska.

24. 1999

cd 42904411

K

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA XXIV

Herausgegeben von

ANDRZEJ Z. BZDEGA, STEFAN H. KASZYŃSKI, HUBERT ORLOWSKI

Redaktion:  
Maria Wojtczak



POZNAŃ 1999

Biblioteka UAM

Redakcja: Maria Wojtczak  
Opracowanie redakcyjne: Frank König

*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 1999



Projekt okładki: Ewa Wąsowska  
Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

ISBN 83-232-0961-8  
ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Wydanie I. Nakład 550 egz. Ark. wyd. 17,00. Ark. druk. 13,25+2 wkł.  
Papier offset. kl. III, 80 g, 70 : 100. Podpisano do druku w październiku 1999 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. WIENIAWSKIEGO 1

Bibl. UAM  
WSP

## INHALT

Editorial.....	3
Tabula gratulatoria.....	4
Cecylia Z a ł u b s k a (Poznań): Professor Edyta Polczyńska zum vierzigsten Arbeitsjubiläum.....	9
Hubert O r ł o w s k i (Poznań): Pufendorfs Polenbild und die reichspublizistische Option..	13
Werner Rieck (Potsdam): Zur Vielfalt deutscher Romanliteratur zwischen Barock und Frühaufklärung.....	23
Olga D o b i j a n k a - W i t c z a k o w a (Kraków): Unzeitgemäß – zeitgemäß? Zu Schillers <i>Kabale und Liebe</i> (aus polnischer Sicht).....	37
Maria W o j t y s i a k (Poznań/Bamberg): Denkmuster im Polenbild von Ernst Moritz Arndt und ihre Funktion.....	45
Jerzy K a ł a ż n y (Poznań): <i>Sechs Polen-Lieder</i> von Joseph von Opeln-Bronikowski. Edition und Kommentar.....	55
Hubertus F i s c h e r (Hannover): „Grenzpfahl mit Ordenskreuz“. Überlegungen anlässlich unveröffentlichter Dokumente.....	67
Tadeusz N a m o w i c z (Warszawa): Zur Literatur in Ostpreußen als einem Phänomen der „Grenzraumliteratur“.....	81
Lech T r z e c i a k o w s k i (Poznań): Otto von Bismarck in der polnischen Historiographie.....	91
Maria K ł a Ń s k a (Kraków): Theodor Zöckler und die Galiziendeutschen.....	103
Małgorzata C z e k a Ń s k a (Poznań): Zur Reaktion der polnischen Presse auf die städtebaulichen Aktivitäten der preußischen Behörden in Posen (1900-1914).....	121
Jan P a p i ó r (Poznań): Stanisław Przybyszewski als Vermittler europäischen Kulturgutes	131
Izabela S e l l m e r (Poznań): „Wie soll ich es schaffen?“ – Klaus Mann im Spiegel seiner Exiltagebücher.....	145
Maria W o j t c z a k (Poznań): Franz oder Franciszek Sawicki – ein deutscher und polnischer Denker.....	153
Roman D z i e r g w a (Poznań): Zur Rolle der deutschsprachigen Literatur in der Essayistik Józef Wittlins aus den Jahren 1918-1939.....	161
Stefan H. K a s z y Ń s k i, Maria K r y s z t o f i a k (Poznań): Nachwirkung oder Parodie? Eine vergleichende Studie zur kulturgeschichtlichen und thematologischen Nähe der Romane <i>Die Blechtrommel</i> von Günter Grass und <i>Der Doppelgänger</i> von Klaus Rifbjerg.....	173
Czesław K a r o ł a k (Poznań): Das Suchbild des Zensors. Methodologische Probleme einer literaturwissenschaftlichen Zensurforschung.....	185
Bernhard G a j e k (Regensburg): Das Grab in Wilflingen. Anmerkung zur Beerdigung Ernst Jüngers.....	195
Eberhard M a n n a c k (Kiel): Satire, Ironie und Humor in Günter de Bruyns <i>Märkische Forschungen</i> .....	199
Verzeichnis der Veröffentlichungen von Prof. Dr. habil. Edyta Polczyńska.....	207

1821-

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...



MARIA KLAŃSKA

## THEODOR ZÖCKLER UND DIE GALIZIENDEUTSCHEN

Im Galizien der Verfassungsära (1867-1918), das ja ein Kronland der Habsburgermonarchie war, ging das deutsche Element immer mehr zurück, was sich auch im Fehlen einschlägiger Literatur um die Zeit der Jahrhundertwende ausdrückte. Diejenigen Staatsbürger des österreichischen Galiziens, die sich als Deutsche bekannten, zählten zu dieser Zeit nicht mehr als 60 000 Personen, was weniger als 1% der galizischen Bevölkerung ausmachte. In den Städten gab es in der Zeit der Verfassungsära immer weniger Deutsche, hauptsächlich Offiziere, Bahnbeamte und einige Vertreter der Dienstleistungsbereiche. In den Dorfsiedlungen, die es seit der Zeit des Kaisers Joseph II. in Galizien gab, der Kolonisten aus der Pfalz, Hessen und Schwaben geholt hatte, hielt sich dagegen eine insulare deutsche Gruppe, die sich zwar gegen die Fremden abschottete, die deutsche Sprache, meistens in der Gestalt ihrer schwäbischen Mundart, und Sitte pflegte, die jedoch bis Anfang des 20. Jahrhunderts kein deutsches Nationalbewußtsein besaß und sich nur regional bestimmte. Dies betraf vor allem protestantische Siedlungen, denn von den katholischen wurden viele, obwohl keineswegs alle, unter dem Einfluß der Propaganda der polnischen Pfarrer und des gemeinsamen Glaubens polonisiert. Die Protestanten wurden zwar durch die Evangelische Kirche des Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses in Wien betreut, aber es fehlte an Seelsorgern, die bereit gewesen wären, in dieses „Bärenland“ auszuwandern, und unter den Einheimischen gab es nur wenige Gebildete. Es existierten zwar deutsche Privatschulen, die von den Gemeinden erhalten wurden, und es gab auch deutsche Gottesdienste, aber die Galizier deutscher Herkunft waren weder politisch organisiert noch fähig, eigene Presse oder einen Verlag zu unterhalten. So war die Situation eine ganz andere als im Großherzogtum Posen, das deutsche Element schwand immer mehr und war nicht imstande, eigenes Schrifttum zu entwickeln.

Anfang des 20. Jahrhunderts änderte sich die Lage etwas unter dem Einfluß der nationalistischen Bewegung, die aus Österreich nach Galizien drang – und organisatorisch durch solche Organe wie den Deutschen Schulverein aus Wien, den Nordmark-Verein aus Österreichisch-Schlesien und den Verein der christlichen Deutschen aus der Bukowina vertreten war. Bereits 1893 wurde in Weinbergen (Winniki) bei Lemberg ein deutsches „Bürgerliches Casino“ mit einem Lesesaal errichtet. 1903 kam es in Lemberg infolge eines Zusammenstoßes zwischen den Deutschen und Polen zur Gründung eines Vereins namens „Germania“ durch die deutschen Beamten, der bereits ein nationalistisches Programm hatte. In den Erinnerungen der Einheimischen spielte aber gerade die Werbungsaktion der Preußischen Ansiedlungskommission eine zementierende Rolle, die sich in Sachen der Germanisierung der Provinz Posen auch an galizische Protestanten deutscher Abstammung wandte, die sie für die „Kolonisierung“ der Ostmark gewinnen wollte. Da sich im polnisch-autonomen Galizien der Verfassungsära, wo überdies wirtschaftliche Not auf dem Lande herrschte, gerade die evangelischen Deutschen unter der katholischen Mehrheit nicht sonderlich wohl fühlten, gab es im Zeitraum 1899-1910 etwa 10000 Freiwillige, die der preußischen Einladung folgten.<sup>1</sup>

Von Oskar Wagner, einem jüngeren Mitarbeiter der evangelischen Kirche in Galizien, kommt die Ergänzung, daß die Massenauswanderung sich nicht nur in die Provinz Posen, sondern auch nach den USA und nach Kanada richtete. Wagner schrieb über seinen älteren Amtskollegen und jahrelangen Vorgesetzten, Pastor Zöckler: „Evangelium und soziale Fragen! Was hat die Kirche mit sozialen Fragen zu tun? Zöckler kannte die Fragestellung durch Bodelschwingh und Stöcker. Er erkannte ihre Bedeutung für die Kirche in ihrer ganzen Schärfe und ging an ihre Lösung heran. Er übernahm den Vorsitz in dem neu gegründeten Deutschen Volksrat in Galizien, der zur Eindämmung der Auswanderung eine Reihe von Maßnahmen auf wirtschaftlichem, finanziellem und kulturellem Gebiet einleitete, Raiffeisenkassen, Warenhäuser, einen Verband der Landwirtschaftlichen Genossenschaften gründete, ein eigenes Presseorgan, das *Deutsche Volksblatt*, ins Leben rief, das es bisher nicht gegeben hatte.“<sup>2</sup>

Hierzu wäre anzumerken, daß bereits 1903 nach der Versammlung der Vertrauensmänner der evangelischen Kirche in Lemberg, auf der Zöckler einen engagierten Vortrag gegen die Auswanderung gehalten hatte, das Aktionskomitee zur Wahrung der Interessen der galizischen evangelischen Landeskirche gegründet wurde, das der Auswanderung Einhalt zu gebieten versuchte. 1904 begann Zöckler, die Monatsschrift *Evangelisches Gemeindeblatt für Galizien und die Bukowina*

<sup>1</sup> Die Angaben stammen aus dem zwar tendenziösen, aber informationsreichen Werk von Sepp Müller: *Von der Ansiedlung bis zur Umsiedlung, Das Deutschtum Galiziens, insbesondere Lembergs 1772 - 1940*. Marburg 1961, S. 23f.

<sup>2</sup> Oskar Wagner: *Zwischen Völkern und Zeiten - Theodor Zöckler 1867 - 1967*. In: *Galizien erzählt. Heimatbuch der Galiziendeutschen IV*. Redigiert von Rudolf Mohr. Stuttgart/Bad Canstatt 1990, S. 724.

herauszugeben. Es war seit über fünfzig Jahren das erste deutschsprachige Blatt von einer breiteren Wirkung in Galizien, dem das *Deutsche Volksblatt für Galizien* (1907) und der *Zeitweiser des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien* (1909) folgen sollten. 1907 verbanden sich schließlich die Bemühungen Zöcklers von der protestantischen Seite und die des Militärtierarztes Josef Schmidt von der katholischen Seite, die in einer Versammlung in Grabowiec den Bund der christlichen Deutschen in Galizien bildeten, der bis 1924, also über das Ende Galiziens hinaus, existieren und die Interessen der Deutschen vertreten sollte. Damit waren also die Presseorgane und auch der organisatorische Rahmen geschaffen, in denen sich die galizischen Deutschen sowohl ideologisch als auch kulturell äußern konnten.

Der Mann, der auf das Ganze katalysierend gewirkt hatte und den Zeittendenzen durch seine starke Persönlichkeit Gestalt verlieh, war der 1867 geborene Theodor Zöckler, Pastorensohn aus Greifswald. Seine Tätigkeit kann je nach Standpunkt unterschiedlich beurteilt werden, durch seine Abwehrstellung gegenüber den nationalen Interessen der Polen in Galizien und dann im Polen der Zwischenkriegszeit kann er aus polnischer Sicht nicht eindeutig positiv eingeschätzt werden. Nichtsdestoweniger flößen die Darstellungen seiner karitativen, seelsorgerischen und organisatorischen Leistungen in Galizien, die von seinen Landsleuten, aber auch von den Würdenträgern der protestantischen Kirche stammen, tiefen Respekt ein. Dem begabten und engagierten Theologiestudenten schien ebenfalls eine glänzende Universitätskarriere zu winken. Unter dem Einfluß seines Lieblingsprofessors, des Theologen und Orientalisten Franz Delitzsch, entschied er sich, die Aufgabe der Judenmission in Osteuropa zu übernehmen und bildete sich in dieser Richtung. 1891 wurde er vom dänischen Komitee für Israelmission nach Stanisławów (Stanislaw) in Ostgalizien geschickt, wo er anfänglich nur seinen Freund, den Missionskandidaten August Wiegand, für ein halbes Jahr vertreten sollte.

Auf Stanislaw war Wiegand von einem Judenchristen, Christian Theophilus Lucky aus Tysmienitz, aufmerksam gemacht worden. „Und er erzählte mir von Stanislaw, an dessen evangelischer Kirche er manchmal vorübergegangen sei, deren Gemeinde nur kümmerliche Lesegottesdienste und keinen evangelischen Religionsunterricht für ihre Kinder habe.“, erinnerte sich Wiegand nach vielen Jahren.<sup>3</sup> So überzeugte Lucky Wiegand, daß er sich zuerst seiner Glaubensgenossen im Osten annehmen solle, damit sie den Juden ein Vorbild würden, erst dann könnte er an die Evangelisierung der Juden denken. Diese Aufgabe übernahm nach kurzer Zeit Zöckler, dem es vergönnt war, in Stanislaw von 1891 bis 1939 zu wirken, bis zur Umsiedlung „heim ins Reich“, und tatsächlich in jenes Posener Gebiet, wohin er und

---

<sup>3</sup> August Wiegand: *Wie Theodor Zöckler nach Stanislaw kam*. In: *D. Theodor Zöckler. Zum 100. Geburtstag von Vater Zöckler*. Zusammengestellt von Hans Strohal. Stuttgart 1967, S. 73, fortlaufend unter dem Sigel „Zöckler 100“ angeführt.

seine Gesinnungsgenossen zu Anfang des Jahrhunderts die galizischen Kolonisten nicht hatten entlassen wollen. 1945 mußte er dann mit anderen Deutschen aus Lissa fliehen und lebte bis zu seinem Tode im Jahre 1949 in Staude bei Hamburg, trotz seines Alters und seiner Gebrechen bis zum Ende ein geistiger Vater seiner Landsleute. Auf diese Zeiten wird noch später eingegangen werden.

Im Jahre 1891 traf Zöckler in Stanislau ein. Der Bischof Otto Dibelius beginnt seinen Beitrag *Zum Gedenken an D. Theodor Zöckler*<sup>4</sup> mit den Worten: „Wer weiß heute noch, wo Stanislau liegt?“ Heute liegt die Stadt in der Ukraine und trägt den Namen Ivano-Frankovsk, was der deutsche Bischof nicht erwähnt, wodurch der Ort bestimmt, aber nicht ohne weiteres, auf seine historische Vergangenheit hin identifizierbar ist. Die Witwe Zöcklers schreibt in ihrer kleinen Monographie *Gott hört Gebet* über jenen Ort: „Stanislau hatte um diese Zeit etwa 30 000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte Juden, vom Rest etwa zwei Drittel römisch-katholische Polen und ein Drittel griechisch-unierte Ukrainer waren. In diesem Völkergemisch lebten nun etwa dreihundert evangelische Deutsche.“<sup>5</sup> Diesen Deutschen wandte sich nun der junge Theologiekandidat liebevoll zu. 1892 bestand er in Deutschland sein Examen und zog die galizische Provinz glänzenderen Karriereaussichten vor. Ein Jahr später kam seine junge Frau Lillie nach, die zu seiner Helferin vor allem in der karitativen Arbeit wurde. Ihre erste Wohlfahrtsanstalt wurde das Waisenhaus, das sie dank einer Erbschaft der Frau im Jahre 1894 gründen konnten. Zuerst wurden dort zwölf Kinder aufgenommen, mit den Jahren wurden es Hunderte, und ein immer stärkerer Ausbau der Institutionen wurde nötig, damit die Bittenden nicht abgewiesen werden mußten. In den kommenden vierzig Jahren sollten 2 499 Zöglinge und 188 Pfleglinge durch diese Anstalten hindurchgehen.<sup>6</sup> Dann setzte er 1898 die Gründung einer deutschen evangelischen Schule durch, die 1900 bereits 200 Schüler zählte. Diesen raschen Zuwachs erklärt Lillie Zöckler damit, daß sowohl deutsche Offiziere als auch Bahnmitarbeiter ihre Kinder gern in jene Schule schickten und daß die evangelische Gemeinde in Stanislau inzwischen von 300 auf 1 300 Mitglieder angewachsen war.<sup>7</sup> Auf seine Anregung wurde im kleinen Karpatenstädtchen Solotwina eine weitere Schule eröffnet, in der als Lehrer der Einheimische Friedrich Rech angestellt wurde, und später eine kleine Kirche erbaut. Das war nur eine der vielen evangelischen Volksschulen, die auf Zöcklers Anregung in Ostgalizien entstanden oder reaktiviert wurden.

Überhaupt fand Zöckler viele Helfer, vor allem in Priestern und Diakonissen, die aus Deutschland und Österreich nach Galizien kamen. So stammten aus Deutschland z.B. der Geistliche Max Weidauer, der 1870 in Oberwiesenthal geboren

<sup>4</sup> Bischof Otto D. Dibelius. In: *Zöckler 100*, S. 9.

<sup>5</sup> Lillie Zöckler: *Gott hört Gebet. Das Leben von Theodor Zöckler*. Stuttgart. 3. Aufl. 1983. S. 15.

<sup>6</sup> Vgl. ebenda, S. 108.

<sup>7</sup> Vgl. ebenda, S. 25.

war und in Galizien von 1897 bis zu seinem Tode im Jahre 1937 als Diasporapfarrer (der „Heilige von Kolomea“) tätig war; der Pfarrer Fritz Seefeldt, der in Galizien vom Ersten Weltkrieg bis 1933 blieb; Zöcklers späterer Schwiegersohn Wilfried Lempp, der als Theologiekandidat in das Zöcklersche Paulinum kam und erst 1935, als er als Pfarrer nach Stuttgart berufen wurde, die Diaspora verließ, oder die Schulschwester aus Baden bei Wien, Johanna Vellhorn, die zu den während des Ersten Weltkrieges in Galizien eingesetzten Wanderlehrerinnen gehörte. Eine geringere Zahl stammte aus Galizien, wie der Kolonistensohn aus Schönthau bei Lemberg, Friedrich Rech, oder der 1894 in Lemberg geborene Hans Koch, ein späterer Forscher der osteuropäischen Geschichte und Kirchengeschichte sowie Autor mehrerer Erzählungen aus dem galizischen Leben. Auch wenn sie alle auf dem kirchlichen oder karitativen Gebiet oder im Volksbildungsbereich Zöcklers Mitarbeiter waren, lassen die meisten der von ihnen damals oder später veröffentlichten schönliterarischen bzw. publizistischen Beiträge die Vielfalt der von Zöckler offensichtlich tolerierten Haltungen im Politisch-Nationalen rekonstruieren. Während Max Weidauer in seinen *Bildern aus der Geschichte der Deutschen in Kleinpolen* (1931) sich als ein gütiger, evangelischer Mensch zeigt, der seine Wahlheimat Galizien und ihre Bewohner, abgesehen von ihrer Nationalität und Konfession, liebt, betont der Leiter der Volkshochschule in Dornfeld, Fritz Seefeldt, in seinem Erinnerungsbuch *So war es in Galizien* (1965) die galizischen Antinomien mit mehr Distanz, und er hatte 1937 sogar eine Broschüre im nationalsozialistischen Geiste, *Der Deutsche in Galizien*, verfaßt. Während die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Erzählungen Hans Kochs die gegenseitige Toleranz, die Vielfalt der Kulturen Galiziens und die Koexistenz verschiedener ethnischer und konfessioneller Gruppen darstellen, bieten die Romane von Rose Planner-Petelin (eigentl. Hedi Zöckler), einer der Zöcklerschen Schwiegertöchter, aus der Nazizeit (*Das heilige Band*, 1938; *Und dennoch blüht die Erde*, 1940/41) und indirekt auch *Der Doktor von Titinow* (1958) ein plakatives, antipolnisch geprägtes Bild Galiziens. Solche Beispiele könnte man mehren, in beide Richtungen. Das zeugt davon, daß Zöckler nur die Einstellung seiner Mitarbeiter und Angehörigen zu den Deutschen und zur Kirche und das daraus folgende Engagement, nicht aber die Beziehung zu den anderen Gruppen der galizischen Bevölkerung interessierte.

Für die deutschgalizische Diaspora wirkte sich jedoch Zöcklers Energie und soziales Engagement segensreich aus. In Stanislau wurden nach dem Kinderheim ein Heim für kranke und behinderte Kinder und ein Diakonissenhaus erbaut, dann kam das Paulinum, eine Stätte für junge Theologen, hinzu, dann eine Maschinenfabrik, die als Lehrlingsstätte zur handwerklichen Ausbildung junger Deutscher dienen sollte, und schließlich im Jahre 1919 ein deutschsprachiges Gymnasium. Für die alten Menschen ohne Familien wurde ein Altenheim gegründet. Die Anstalten versorgten sich durch den landwirtschaftlichen Eigenbetrieb, Zöckler und die Gemeinde sorgten mit, aber das Format der Einrichtungen verlangte nach weiterer finanzieller Hilfe, die Zöckler sowohl von der deutschen Bevölkerung in Galizien und dann in Polen als

auch aus dem Ausland, vor allem aus den evangelischen Reihen und insbesondere regelmäßig vom Gustav-Adolf-Verein in Leipzig bekam.<sup>8</sup> Während des Ersten Weltkrieges zeichnete sich Zöckler wieder als ein verantwortungsvoller Waisenvater und hervorragender Organisator aus, indem er zuerst 1914 mit den Kindern nach Gallneukirchen bei Linz zu fliehen vermochte, wo sie für die Zeit des Krieges eine Zuflucht fanden, und dann zweimal 1915 eine Hilfsexpedition nach Galizien leitete. Erst bei der zweiten konnte er nach Stanislau gelangen, wo er ein Kriegskinderheim und ein Soldatenheim gründete. Nach dem Kriege konnten die nach Gallneukirchen evakuierten deutschen Kinder ein Jahr lang bei Schweizer Familien bleiben, bis sich die Lage im ehemaligen Ostgalizien stabilisierte.<sup>9</sup> Seine Wohltätigkeitsanstalten waren die größten der Inneren Mission in Österreich und dann in Osteuropa, deren Zentralverein er vor dem Kriege in Wien gegründet hatte.<sup>10</sup>

Was seine kirchliche Laufbahn anbelangt, so war Zöckler als Stellvertreter eines Theologiekandidaten nach Galizien gekommen, 1903 wurde er als selbständiger Pfarrer in Stanislau installiert, und bald erlangte er die Würde des stellvertretenden Superintendenten, der die meisten Pflichten des betagten Superintendenten Hermann Fritsche in Biala übernahm.<sup>11</sup> Nach dessen Tode im Jahre 1924 wurde er Superintendent und somit das Oberhaupt der Evangelischen Kirche A und H. B. in Kleinpolen (Malopolska – derjenige Teil des polnischen Staates, der während der Teilungen Polens 1772-1918 zu Österreich gehört hatte), die nach der Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit durch Polen von der österreichischen Kirche getrennt wurde. 1923 gehörte Zöckler zu den Gründern des Landesverbandes Polen des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen und 1926 des Rates der evangelischen Kirchen in Polen. Aus diesen Gründen wird er in kirchengeschichtlichen Beiträgen als ein Mann der Ökumene betrachtet. Dies hatte allerdings Grenzen, denn mit dem Anliegen des Superintendenten der evangelisch-lutherischen Kirche im ehemaligen Kongreßpolen, Bursche, der den Gedanken der Reformation unter den Polen verbreiten wollte, war er nicht einverstanden, und somit strebte er eine Zusammenarbeit mit ihm auf der Basis der Selbständigkeit der einzelnen Kirchen an.

Dafür ließ er sich aber, als unter den ehemaligen ostgalizischen Ukrainern – z. T. unter dem Einfluß ihrer nach Kanada und in die USA emigrierten Landsleute – sich die protestantische Bewegung zu verbreiten anfang, im Jahre 1925 dazu bewegen, ihr

---

<sup>8</sup> Die Beschreibung der Anstalten, ihres Wirkens und ihrer Finanzierung kann man sowohl bei Lillie Zöckler, a.a.O., als auch z.B. in solchen Texten finden wie: Bischof D. Dr. Otto Dibelius: *Zum Gedenken an D. Theodor Zöckler*, P. Julius Schick: *Zöckler als Waisenvater*, beides in: *Zöckler 100*, oder Wilfried Lempp: *Leben und Werk von Theodor Zöckler*. In: *Heimat Galizien. Ein Gedenkbuch*. Zusammengestellt von Julius Krämer. Stuttgart/Bad Canstatt 1965.

<sup>9</sup> Vgl. Julius Schick, ebenda, S. 59f.

<sup>10</sup> Vgl. Oskar Wagner: *Theodor Zöckler – Vermächtnis und Auftrag*. In: *Zöckler 100*, S. 14.

<sup>11</sup> Vgl. Fritz Seefeldt: *Zöckler als Kirchenmann*. In: *Zöckler 100*, S. 63f.

geistliches Oberhaupt als „Bischof Theodor“ zu werden.<sup>12</sup> Ein literarisches Porträt dieser Aktivität Zöcklers lieferte der Theologe und Historiker Hans Koch in seiner Erzählung *Kyr Theodor*.<sup>13</sup> Wenn man alle diese publizistischen, populärwissenschaftlichen und schönliterarischen Beiträge liest, gewinnt man den Eindruck, daß Zöckler eine Art protestantischer Heiliger gewesen sein muß, besonders wenn man berücksichtigt, daß er bereits seit 1903 schwerhörig war und mit der Zeit fast taub wurde, nichtsdestoweniger ein riesiges Arbeitspensum bewältigte und als ein Vermittler zwischen seiner ethnischen und konfessionellen Gruppe und den jeweiligen Behörden fungierte. Sowohl seine Antrittspredigt vom 21. 04. 1901, die von der Aktualität des religiösen Glaubens inmitten der Welt des technischen Fortschritts und der Anbetung der Naturwissenschaften handelt<sup>14</sup>, als auch seine religiösen Gedichte wie *Völliges Vertrauen*, *Gebet in Volkes Not*, *Gott hört Gebet*, *Dennoch!*, *Der Taube*, *Sei still*, *Im Dunkel doch die Sonne schauen*, *Der goldene Faden*, *Heimgang*, *Tiefer hinein*<sup>15</sup> zeugen von seinem unerschütterlichen Glauben, dem schlichten Gottesvertrauen und der Echtheit seiner Religiosität, die er nicht nur „von Berufs wegen“ vorwies und praktizierte.

Zöckler war auch ein politisch engagierter Mann der nationalen publizistischen Auseinandersetzung, und als solcher ist er als „Vater“ der galizischen Heimatliteratur und als Schriftführer des *Deutschen Volksblattes für Galizien* kritisch zu hinterfragen. Dies ist auf drei Ebenen möglich: Man kann z.B. seine Erzählungen im Hinblick auf die Problematik der nationalen Begegnung in Ostgalizien untersuchen, Einblick in seine Publizistik<sup>16</sup> nehmen und schließlich seine Ansichten gegenüber dem Nationalsozialismus verfolgen. Erst die Berücksichtigung all dieser Aspekte läßt ein facettenreiches Bild eines Mannes entstehen, der sicherlich seiner nationalen und konfessionellen Gruppe über fünfzig Jahre zum Segen gewesen, der aber im Kontext der deutschen „Polenliteratur“ bis 1939 ohne weiteres ideologisch plazierbar ist.<sup>17</sup> Das Bild, das sich daraus ergibt, ist kein homogenes, und Zöckler erweist sich als ein genauso von den Strömungen der Zeit abhängiger Mensch wie die weltlichen Publizisten und Politiker.

<sup>12</sup> Zöckler berichtet selbst über den Verlauf dieser Bewegung in seinem Aufsatz u.d.T. *Die evangelisch-ukrainische Bewegung in Galizien und Wolhynien*. In: *Zöckler 100*, S. 140-190.

<sup>13</sup> Zum ersten Mal erschien diese Erzählung unter dem Pseudonym Hans Winfried Schäfer im vereinigten *Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg-Hohenzollern* und dem *Evangelischen Gemeindeblatt aus dem Kirchenbezirk Urach* im Jahre 1949. Nach dem Tode Kochs wurde sie von dem Verlag Evangelischer Preßverband in Österreich als der Titeltext des Bandes Hans Koch: *Kyr Theodor und andere Geschichten*. Wien 1967, abgedruckt.

<sup>14</sup> Vgl. Installationspredigt des Pfarrers Theodor Zöckler in Stanislaw, gehalten am 21. April 1901 in der Evangelischen Kirche in Stanislaw. Text: 2. Kor. 4, 5-7. In: *Zöckler 100*, S. 113-123.

<sup>15</sup> Die Texte der Gedichte finden sich z.T. in: *Zöckler 100*, *Einige Gedichte Theodor Zöcklers*, S. 236-242, z.T. im Buch von Lillie Zöckler: *Gott hört Gebet*, a.a.O., im ganzen Text verstreut.

<sup>16</sup> Zur nationalen Linie des *Volksblattes* s. Sepp Müller, a.a.O., S. 27-30.

<sup>17</sup> Im Sinne der Forschungen von Jan Chodera, die in seinem Buch *Literatura niemiecka o Polsce w latach 1918-1939* [Die deutsche Polenliteratur in den Jahren 1918-1939], Katowice 1969, präsentiert wurden.

Schauen wir uns die dargestellte Welt einiger Erzählungen Zöcklers näher an, die er zum Teil früher in der deutschsprachigen Presse und 1936 im Posener Lutherverlag unter dem Titel *Die Erbschaft und andere Erzählungen* veröffentlichte. Die dort gesammelten Erzählungen haben den Charakter christlicher Erbauungsliteratur, die zum moralischen Lebenswandel und zum evangelischen Glauben ermutigt. Um die Wirksamkeit zu erhöhen, haben sie jedoch größtenteils eine spannende, unterhaltende Handlung. Das religiöse und darüber hinaus konfessionelle Anliegen steht im Mittelpunkt der meisten Texte, ein Korrelat dazu bildet jedoch in einigen Fällen das Nationale, denn mit dem evangelischen Glauben wird das deutsche Nationalbewußtsein und der Wille, an der Tradition der Vorväter festzuhalten, verbunden. Die Handlung spielt sich in Ostgalizien ab, entweder in den deutschen Dörfern oder in den zum Teil von Deutschen bewohnten Städtchen, und es läßt sich meistens nur an einigen Details erkennen, ob wir es noch mit der Habsburgermonarchie oder schon mit dem polnischen Staat zu tun haben.

Die Titelerzählung ist eine typische didaktische Geschichte mit einem guten Ausgang. Ein deutscher Kolonist, der Arbeiter Michel Sennbüchler, hat in der *Neuen Freien Presse* gelesen, daß in Übersee die Erben eines gewissen John Sennbüchler gesucht werden. Obwohl er eigentlich hätte wissen müssen, daß seine Familie aus Preußisch-Schlesien und nicht aus Österreich nach Galizien eingewandert war, läßt er sich von seinen Kollegen überreden, seine Zeit und sein Geld in Nachforschungen zu investieren, obwohl ihm seine vernünftige Frau, Christine, davon abrät. Er wendet sich an einen Winkeladvokaten, der angeblich seine Geschäfte vertritt, und beginnt sowohl seine Arbeit als auch seine Familie zu vernachlässigen, vertrinkt einen Teil seines Arbeitslohnes und vergißt die Liebe und Hochachtung seiner Frau gegenüber. Von der durch seine bescheidenen Lebensverhältnisse verständlichen, aber in der Erzählung angeprangerten Geldsucht verblendet, sucht er nach Verwandten, die seinen Stammbaum bezeugen könnten, und nimmt auf diese Weise sowohl eine alte verwahrloste Tante als auch eine polonisierte Cousine mit ihren zwei Kindern ins Haus. Seine Frau, die schon früher Schwierigkeiten hatte, ihre drei Kinder von dem wenigen Geld zu ernähren, das er ihr brachte, macht nun große Schulden, um den um vier Personen vergrößerten Haushalt trotz regelmäßiger Wirtshausbesuche ihres Mannes zu versorgen, so daß sie von der jüdischen Verkäuferin schließlich vor Gericht angeklagt wird. Am meisten erbittert es sie, daß der Mann, der zuvor gerecht und liebevoll war, es nun als ihre Schuld auslegt und nur im Wirtshaus und in den glänzenden Erbschaftsaussichten Trost sucht. Die Geschichte endet für die Protagonisten glücklich dank einem „Deus ex machina“, dem Bruder der Frau, einem deutschen Lehrer in einem anderen Ort, der die Schulden der Schwester bezahlt, mit dem Schwager ein ernstes Wort spricht und schließlich durch seine Kontakte in Übersee feststellt, daß die Erbschaftsangelegenheit zugunsten anderer Anspruchstreiber längst entschieden worden ist. Nun kehrt wieder Frieden in die Familie ein. Es wurde also die These illustriert, daß das Geld, oder zumindest das Streben danach, kein Glück bringt und daß man sich mit dem rechtmäßigen Erwerb aus der



eigenen Arbeit zufriedengeben soll. Darüber hinaus gibt es auch ein Happy-End für die unglückliche Cousine, die der Lehrer und junge Witwer zuerst als Haushälterin engagiert und dann heiratet, nachdem er sich überzeugt hat, wie „still und demütig, sauber und fleißig, sparsam und tüchtig“ die Frau ist, vor allem aber, wie eifrig sie bestrebt ist, den Glauben ihrer Väter, den evangelischen Glauben, zu studieren. Auf diese Weise finden ihre zwei Kinder und sein Töchterchen eine neue Familie.

Das Nationale ist für den Haupthandlungsstrang ohne besondere Relevanz. Zuerst erscheint es nur in der Form der bunten Sittenvielfalt, die akzeptiert wird, wenn nämlich das katholische Osterfest Erwähnung findet: „In den katholischen Häusern standen die Tische mit dem Geweihten – und auch die Evangelischen in der fast ganz katholischen Stadt stellten einen solchen Tisch auf –, man mußte ja doch für die Nachbarn und Gäste gerüstet sein!“<sup>18</sup> Dies scheint auf Koexistenz, nicht auf Konfrontation hinzuweisen. Vom Vater der Hauptfigur Christine, einem deutschen Hilfslehrer, wird behauptet: „Eine kindliche kernige Frömmigkeit, eine große Treue gegen den evangelischen Glauben und das ererbte deutsche Volkstum hatte er seinen Kindern in die Seele gesenkt.“<sup>19</sup> Als ein Gegensatz zu dieser braven Familie fungiert die Familie Michels, die eine verkommene, obwohl offensichtlich nicht polonisierte Tante hat und eine Großtante hatte, die mit einem Polen verheiratet war. Deren Tochter heißt Anna Kwiatkowska, mußte also auch ihrerseits einen Polen geheiratet haben, wovon auch die Namen der Kinder, Boleslaw und Mincia zeugen. Es wird zwar keine direkte Kritik daran geübt, aber das materielle Elend der Frau scheint zu belegen, daß sie nicht den richtigen Weg gewählt hatte. Die distanzierte Einstellung gegenüber dieser Entscheidung wird an den Kinderfiguren deutlich, denn Annas Kinder „sprachen nur gebrochen deutsch“ und Christines Kinder „sprachen zwar ganz gut polnisch, aber es war im Sennbüchlerschen Hause im Allgemeinen (sic!) nicht Sitte, polnisch zu sprechen“.<sup>20</sup> Es bedurfte erst eines ermutigenden Winkes des Vaters, damit die Kinder des deutschen Arbeiters wagten, ihr Polnisch anzuwenden. Es werden aber Frau Kwiatkowskas Sauberkeit und ihre Bereitschaft, den eigenen und den Lebensunterhalt ihrer Kinder durch Arbeit zu verdienen, betont. Die Ehe mit dem braven deutschen Lehrer verdient sie aber erst durch ihr Interesse für den evangelischen Glauben, dem sie sich entfremdet hatte.

Eine solche Rückkehr zum Glauben wird in der Ich-Erzählung *Heimgefunden* gezeigt, deren Erzähler, ein evangelischer Pfarrer, einem Mann begegnet, der den von ihm gehaltenen Gottesdienst als den ersten evangelischen seit dreißig Jahren erlebt und sich unter diesem Einfluß vor dem Tode zum Protestantismus bekehrt. Er hatte nämlich eine deutsche Mutter gehabt, die ihn in diesem Glauben erzogen und dem Jungen die richtige evangelische Haltung vorgelebt hatte, dann aber verliebte er sich in eine Ukrainerin und wechselte ihretwegen zur griechisch-katholischen

<sup>18</sup> Theodor Zöckler: *Die Erbschaft und andere Erzählungen*. Posen 1942, 2. Aufl., S. 8.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 10.

<sup>20</sup> Ebenda, S. 23.

Konfession über. Frau und Kinder starben, und der Mann konnte nicht mehr beten, erst auf dem Todeslager bekehrte er sich. Die Pointe klingt in diesem Fall ökumenisch-versöhnlich: „Es waren außer meinen Freunden, den Bahnbeamten, keine evangelischen Leidtragenden bei diesem Begräbnis. Aber sehr viele polnische und ruthenische Katholiken sind zum Grabe und zum Friedhof gegangen. Ich habe dort, so gut ich konnte, in polnischer Sprache gesprochen und ich habe ganz einfach die Geschichte des armen Müllersohnes erzählt. Ich kann sagen, da blieb wohl kein Auge trocken. Da habe ich gefühlt, es gibt doch etwas, was uns alle verbindet, Katholiken und Protestanten, Römische und Griechische und Lutheraner. Es gibt eine Herzensreligion, das ist die Religion des kindlichen Gebetes, die Religion, die wir bei der Mutter lernen.“<sup>21</sup>

Die Verbindung zwischen dem evangelischen Glauben und dem deutschen Nationalbewußtsein wird in der Erzählung *Die Schule in Buchenrück* geradezu thematisiert, in der Zöckler auf seine eigenen Schwierigkeiten zurückgreift, im Zwischenkriegspolen deutsche private evangelische Schulen, die von der Gemeinde erhalten wurden, aufrechtzuerhalten. Die Handlung spielt in einer deutschen Kolonie kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Der Gemeinderat überlegt, ob man die deutsche Schule aufrechterhalten soll, obwohl man sowieso Steuern für die polnische Schule zahlen muß, das während des Krieges beschädigte Schulgebäude ausbessern müßte und es nur noch zehn schulpflichtige Kinder im Dorf gibt. Der reiche Bauer Hörsel, der einzige, der finanziell in der Lage wäre einzuspringen, hat einmal dem Pfarrer versprochen zu helfen, wenn es in dieser Gemeinde mindestens zwölf deutsche einheimische Schulkinder geben würde. Nun versucht er sich aber herauszureden und ist dafür, daß man das Schulgebäude den Behörden, so wie sie es wünschen, für eine polnische Schule abtritt.

Der auktoriale Erzähler schaltet sich mit seinem eigenen Kommentar ein, der bezeugt, daß die Schule in Buchenrück als Metonymie für den Stand des deutschen Schulwesens im ehemaligen Galizien fungiert: „In diesen kleinen, weit vom Pfarrort entlegenen Gemeinden hängt schließlich alles an der Existenz dieses kleinen Lebenszentrums, welches eine evangelische Schule – sie mag so arm und dürftig sein, wie sie will – darstellt. Und wenn dort ein treuer Lehrer waltet, der schon seit Jahrzehnten mit der Gemeinde zusammengewachsen ist, der wie ein richtiger Vater in ihr wirkt, wenn dort die Jugend zwar nicht modernes Zeichnen und nicht die Geheimnisse der höheren Mathematik, wohl aber die teure Muttersprache, geläufiges Lesen, Schreiben und Rechnen, fröhliches Singen und vor allem das Beste und Wichtigste, ein festes Gottesvertrauen, gegründet auf Bibel, Katechismus und Gesangbuch lernt – dann braucht man trotz aller Nöte und Gefahren, von denen eine solche Gemeinde umgeben ist, die wie eine Insel im brandenden Meer dasteht, sie doch nicht verloren zu geben.“<sup>22</sup>

---

<sup>21</sup> Ebenda, S. 89.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 74f.

Das Gegenteil davon ist die Einführung der öffentlichen, d.h. polnischen Schule: „Anders ists, wenn die evangelische Schule verschwindet. Dann fehlt der Mittelpunkt. Es mag der Lehrer, der in die öffentliche Schule, die natürlich über kurz oder lang die polnische Unterrichtssprache erhält, einrückt, ein ganz braver Mann sein. Er wird ja in den seltensten Fällen evangelischen Glaubens sein; aber er steht in einem andern Zusammenhang, er zieht seine Kräfte aus andern Quellen – und mit ihm kommt etwas Fremdes in die Gemeinde hinein, was vielleicht einen Teil anzieht, einen andern Teil abstößt, in jedem Fall aber einen Keim der Zersetzung mit sich bringt, der über lang oder kurz zum Verfall und zum Untergang führen muß.“<sup>23</sup>

Diese zwei Zitate veranschaulichen zur Genüge, wie die Fragen der Konfession und Nationalität als miteinander untrennbar verflochten betrachtet werden und wie der Autor das inselartige Dasein der galizischen Deutschen vom konservativ-nationalen Standpunkt aus bejaht und zur Abwehr gegen die Polonisierungsgefahr aufruft. In seinem unerschütterlichen Gottesglauben befürwortet der Erzähler das Gottvertrauen der Lehrersfrau in Buchenrück, die keinen Augenblick daran zweifelt, daß Gott alles zum Guten lenkt. Und Gott ist der „Deus ex machina“ der Erzählungen Zöcklers. In diesem Falle kommen auf eine abenteuerliche, recht spannend dargestellte Weise zwei deutsche Waisenkinder, aus dem revolutionären Rußland herausgeschmuggelt, zu ihrer Großmutter ins Dorf, womit die evangelische Zahl Zwölf erreicht wird und der protzige Bauer Mittel zum Ausbau des Schulzimmers bereitstellen muß. Der Autor, der gern Jung und Alt heiraten und neue Familien gründen läßt, verhilft dabei der vereinsamten Großmutter der Kinder und dem gerade pensionierten deutschen Eisenbahner Hellmann, der sich der Kinder unterwegs angenommen hat, zur Ehe. Die vielen von Zöckler in seinen Erzählungen „gestifteten“ Ehen dienen wohl der Propaganda, daß die Deutschen untereinander heiraten sollen, was in solchen Dörfern tatsächlich geschah. Der deutsche Schaffner kontrastiert in dieser Erzählung mit einer polnischen Dame, die die Kinder im Zugabteil beschimpfte und sich über das Verhalten der Kinder beschwerte, weil der Kleine gegen ihren Willen das Fenster auflassen wollte. Es ist eine winzige Episode, die aber nationale Distanz und Fremdheit signalisiert.

Einerseits ist in den Erzählungen Zöcklers die didaktische Note unverkennbar. Die deutschen Kolonisten sind bei ihm keine Mustergestalten, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, sie zanken sich und raufen, sind ehrgeizig, können zuweilen trinken und verkommen. Aber wenn sie an ihrer Religion und ihrem Deutschtum festhalten, wendet Gott ihr Schicksal zum Guten, und sie werden wieder gute Ehemänner, vorbildliche Mitglieder der Gemeinde und solide Arbeiter. Manche der Figuren, vor allem Städter, gehen von ihrem Glauben ab, diese läßt aber Gott eine wundersame Bekehrung erleben, etwa unter dem Einfluß einer alten Familienbibel (*Was ein altes Buch vermag*) oder der Waisenkinder, die den Menschen eigene verlorene ersetzen (*Er führet mich auf rechter Straße*). Damit ein moderner Ingenieur zum Glauben

<sup>23</sup> Ebenda, S. 75.

zurückkehrt, wird sogar ein so drastisches Mittel verwendet, wie dessen zufällige Einschließung im alten Kirchlein, wo er bis Sonntag Hungers sterben könnte, aber er nimmt selbst in bußfertiger Haltung das Abendmahl und wird gerettet (*Seltsame Haft*).

Jüdische Figuren kommen episodenhaft vor, sie haben zwei plakative Züge: einerseits die Geldgier, andererseits den innigen Gottesglauben, im allgemeinen werden sie allerdings als zwar nicht uneigennützig, aber doch hilfsbereit dargestellt. Die Ukrainer werden, wie fast immer in den Texten der „Grenzlandliteratur“, die sie darstellen, als willige Schüler der Deutschen gezeigt. Der kleine Diensthote Jurko kauft sich z.B. eine alte deutsche Bibel (*Was ein altes Buch vermag*), und Ivas, der sich vor Jahren eine fremde (allerdings verlorene) Geldtasche angeeignet hatte, will sie unter dem Einfluß seiner österreichischen Gesprächspartner zurückgeben, dann kann er ruhig sterben, denn er weiß, daß Gott ihm verziehen hat (*Die Geldtasche*). So verbindet sich in den Texten das christliche, evangelisch geprägte Anliegen mit der Propaganda der nationalbewußten Haltung eines Deutschen in der Diaspora, der auf seine Nationalität stolz sein und den anderen ein Vorbild liefern sollte.

Eine andere Art von Engagement vertrat Zöckler in seiner politischen und publizistischen Tätigkeit im *Deutschen Volksblatt für Galizien*, seit 1922 dem *Ostdeutschen Volksblatt*. Sepp Müller charakterisiert seine Tätigkeit auf folgende Weise: „Dann Theodor Zöckler, der evangelische Pfarrer von Stanislaw. Er war Mitglied des Bundesvorstandes und Vorsitzender des Aufsichtsrates des Raiffeisenverbandes, vertrat jedoch als Vorsitzender des *Deutschen Volksrates* [recte *Volksblattes*, M. K.] *für Galizien* in allererster Linie die politischen Interessen der Volksgruppe. Unter dem Namen „Wolfram“ gab er die politische Richtung im Blatte ab, sprach wiederholt allein oder als Führer von Abordnungen bei den Behörden und Parlamenten in Lemberg und Wien vor und verteidigte den Volkssplitter mit ebensoviel Energie wie Umsicht und Klugheit, so daß ihm auch seine Gegner im polnischen Lager ihre Achtung nicht versagen konnten.“<sup>24</sup>

In der Festschrift zum 100. Geburtstag Zöcklers wurden einige publizistische Beiträge von ihm abgedruckt. Sicher ist diese 1967 getroffene Auswahl tendenziös, indem aus der Nachkriegssituation heraus das Humane, Tolerante und vor allem Antifaschistische bei Zöckler betont werden sollte, dennoch bietet diese kurze Übersicht auch einen Einblick in seine publizistisch-polemische Werkstatt. Am Anfang dieser Ausführungen steht der Beitrag *Ist der Bund polenfeindlich?* aus dem *Deutschen Volksblatt für Galizien* vom 15. 07. 1910. Gemeint ist der Bund der christlichen Deutschen in Galizien, für den unter den Lesern des Blattes Werbung betrieben wird. Die Hauptthese des als „Wolfram“ zeichnenden Autors ist, daß es die heilige Pflicht jedes Deutschen ist, „dich offen zu deinem Volke zu bekennen und die Werke zu fördern, die zu deinem Heile dienen“.<sup>25</sup> Es wird dabei mit

<sup>24</sup> Sepp Müller, a.a.O., S. 42f.

<sup>25</sup> Angeführt nach: *Zöckler 100*, S. 127.

wirtschaftlichen, auf die Volksbildung bezogenen, aber auch mit nationalen Argumenten gearbeitet: „Der Bund ist aber ein Verein, der mit Politik gar nichts zu tun hat. Der Bund will nichts weiter, als alle Deutschen zusammenschließen zur Treue gegen ihr herrliches Volkstum, zum Schutze ihrer Sprache, zur Bewahrung ihrer Jugend, zur Förderung des wirtschaftlichen Lebens und zum Wohlstande der deutschen Siedlungen. Ob einer ein Polenfreund oder ein Polenfeind ist, ob er ein Ruthenenfreund oder ein Antisemit oder was immer sonst ist, das kümmert den Bund gar nicht. Der Bund verlangt nur eins: Liebe und Teilnahme für unser liebes deutsches Volk und tätige Mitarbeit zu seinem Besten.“<sup>26</sup> Auch wenn dieses positive Programm selbst keine Einwände hervorrufen mag, widerspricht das Akzeptieren der Polenfeinde und Antisemiten zumindest dem christlichen Charakter des Bundes. Es ist schon ein nationalistisches Programm, das für Deutsche verschiedener politischer Schattierung offenbleiben wollte.

„Wolfram“ selbst macht auch keinen Hehl daraus, daß die Zeitschrift weiter geht als der Verein. Seine Agitation hat den polemischen Charakter der Auseinandersetzung mit den Einwänden seiner Landsleute, die dem Bund nicht beitreten wollen, weil sie keine Polenfeinde sind und „mit unsern Polen auch weiter in Frieden leben“ wollen. Der Verfasser behauptet, daß der Bund ein „Friedenswerk“ ist und daß nicht alles, was im *Volksblatt* steht, mit den Ansichten des Bundes übereinstimmt. „Das Volksblatt ist ein Sprechsaal der Deutschen Galiziens; im Volksblatt kommen alle Deutschen, die etwas auf dem Herzen haben, zu Worte. Da kann einer eine schärfere Tonart anschlagen oder eine mehr gemäßigte, wenn er nur ein Mann ist, der sein deutsches Volk lieb hat, dann läßt ihn das Volksblatt gerne zu Worte kommen. Und da hängt es nun ganz von den besonderen Erfahrungen ab, wie sich der einzelne Artikelschreiber über die Polen äußert. Wenn einer durch polnische Verdächtigungen seine Stellung und sein Brot verloren hat und wie ein gehetztes Wild herumgejagt worden ist, so wird er natürlich ganz anders schreiben, als ein anderer, der friedlich Jahr für Jahr aus einer polnischen Futterkrippe frißt.“<sup>27</sup>

Schon das Vokabular der zitierten (und nicht nur dieser) Stelle weist auf den antipolnischen Charakter des Textes hin, vide die Gegenüberstellung von dem „gehetzten, herumgejagten Wild“ und dem „friedlichen Fressen aus einer polnischen Krippe“. Dabei handelt es sich nicht um die Lage der Deutschen im Zwischenkriegspolen, sondern in dem immerhin zum österreichischen Staate gehörenden Galizien. Zum Schluß werden noch einmal diejenigen deutschstämmigen Galizier verhöhnt, die ihre polnischen Nachbarn fragen wollen, ob sie dem Bund beitreten dürften, denn: „Auch die gemäßigten und wohlgesinnten Polen haben doch im stillen mehr oder weniger den Gedanken, daß die Deutschen Galiziens allmählich Polen werden müßten.“<sup>28</sup> Damit wird die Abwehrstellung des Bundes akzentuiert, wobei

<sup>26</sup> Ebenda, S. 126.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 125.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 127.

sich der polemisierende Autor keineswegs die Mühe geben will, die Beweggründe der anderen Seite zu verstehen, das wäre ja gegen sein Anliegen.

Nach der Wiedererlangung der Eigenstaatlichkeit durch Polen wurde die Lage der ehemaligen Galiziendeutschen schwieriger. Immerhin durfte *Das evangelische Gemeindeblatt* schon seit 1919 wieder erscheinen, und das *Volksblatt* nahm 1922 seine Tätigkeit unter dem veränderten Titel *Ostdeutsches Volksblatt* wieder auf. Ebenfalls durfte die Tätigkeit des Bundes zunächst wiederaufgenommen werden, wurde aber 1923 wegen „Überschreitung seiner satzungsmäßigen Tätigkeit und des Verlustes der rechtlichen Grundlagen seines Bestandes“ verboten.<sup>29</sup> Auch das evangelische Gymnasium und andere Zöcklersche Wohlfahrtsanstalten durften sich, trotz zeitweiliger Schwierigkeiten fürs Gymnasium, entwickeln. Die von jeder der sechs evangelischen Kirchen in Polen von den Staatsbehörden verlangte neue Kirchenverfassung wurde von Zöcklers Kirche noch im Mai 1939 akzeptiert, konnte aber nicht mehr offiziell genehmigt werden.<sup>30</sup>

Das Jahr 1939 war freilich das Jahr der Zuspitzung der politischen Lage und deutsch-polnischer Gegensätze, da Deutschland auf den Krieg hinsteuerte. Somit ist es nicht weiter verwunderlich, daß Lillie Zöckler von solchen polnischen Maßnahmen wie die Aufhebung der Steuerfreiheit für Zöcklersche Wohlfahrtsanstalten, die Devisensperre, die Untersuchung der Zöcklerschen Anstalten durch eine Wojwodtschaftskommission, oder von „gehässigen Angriffen“ in polnischen Zeitungen berichtet.<sup>31</sup> In der Zeit vom 1. – 17. 09. 1939 war Zöckler zusammen mit anderen führenden Männern der deutschen Minderheit im ehemaligen Ostgalizien interniert, aber selbst seine Frau gibt zu, daß er gut behandelt wurde. Am 17. 09. kam er wieder frei, da laut dem Hitler-Stalin-Pakt Sowjetrußland die Gebiete besetzen sollte. Im Dezember 1939 traf in Stanislau eine Umsiedlungskommission ein, die zur Aufgabe hatte, die Deutschen „heim ins Reich“ zu holen. Wie sich aber bald zeigte, wurden sie keineswegs in die Heimat ihrer Vorfäter, sondern in die westlichen Gebiete des okkupierten Polens, ins „Wartheland“ gebracht. Zöckler selbst wurde telegraphisch eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort die Volksdeutsche Mittelstelle über die Umsiedlung zu beraten, aber es stellte sich bald heraus, daß es lediglich eine Geste der Courtoisie war, um ihm und seiner Frau das Leben im Durchgangslager zu ersparen. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß auf seinen Rat keineswegs Wert gelegt wurde, zogen die Zöcklers nach Lissa (Leszno, eine Stadt in der Gegend um Posen), wo einer ihrer Schwiegersöhne Pfarrer war und wo der greise Seelsorger in der Nähe seiner Herde, der galizischen Umsiedler, sein konnte.

Lillie Zöckler behauptet, daß ihr Mann schon in Polen seit 1933 unter der Entwicklung in Deutschland gelitten habe, verheimlicht aber keineswegs, daß seine

<sup>29</sup> Angeführt nach Sepp Müller, a.a.O., S. 53.

<sup>30</sup> Vgl. Lillie Zöckler, a.a.O., S. 105.

<sup>31</sup> Vgl. ebenda, S. 119.

Beweggründe vor allem der Kirchenkampf der Nazis und die Angst, daß sich die antipolnischen Bestrebungen Hitlers nachteilig auf das Leben der deutschen Minderheit in Polen auswirken würden, waren.<sup>32</sup> Sie zitiert aus seinem Hirtenbrief zum Jahresende 1936, wo sich tatsächlich die Furcht des Geistlichen vor einem neuen Weltkrieg bemerkbar macht, vor allem aber sein Schmerz angesichts der Religionsfeindschaft als ein „Signum temporis“ zum Ausdruck kommt. Die Entwicklung in Deutschland, als „altes Mutterland der Reformation“ periphrasiert, wird in nationaler Sicht positiv, als eine „nationale Erneuerung“ eingeschätzt, und nur wegen der Verfolgung des christlichen Glaubens verurteilt. Die Tätigkeit der Jungdeutschen Partei, der in Bielitz entstandenen nationalsozialistischen Partei, die nach Klempenow eindrang, beurteilt er negativ, weil sie zu einem Parteienzwist der winzigen Gruppe der Galizien-Deutschen führe. Aber allein die Religionsfeindschaft des Dritten Reiches ist für ihn ein ideeller, nicht nur pragmatischer Grund, jene Entwicklung nicht gutzuheißen.

Nach der Umsiedlung ins „Wartheland“ konnte Zöckler jenen Aspekt der Hitlerschen Politik zur Genüge kennenlernen, und er versuchte mit verschiedenen Eingaben an die Behörden gegen sie aufzutreten. In *D. Theodor Zöckler* wird eine zweiteilige Denkschrift betreffend die Lage der Evangelischen Kirche und insbesondere der Umsiedlergemeinden im Warthegau gekürzt abgedruckt, deren erster Teil im August 1941 und zweiter im Mai 1942 in Lissa verfaßt wurde. Man kann zwar schwer etwas über die Verbreitung dieser Denkschrift aussagen, da der Autor zu Anfang des zweiten Teiles lediglich allgemein schreibt, daß sie „einzelnen Vertrauenspersonen, vor allem kirchlichen Stellen übergeben“ wurde, und dann eine andere Eingabe ähnlichen Inhalts erwähnt, die schon zu Anfang des Jahres 1941 „an den Reichsstatthalter Greiser in Posen gemacht wurde, welche von den führenden Kirchenmännern der evangelischen Kirchen in Posen und Litzmannstadt und auch von den kirchlichen Vertretern der Umsiedler unterschrieben wurde (Blau, Kleindienst, Poelchau, Thomson, Zöckler)“.<sup>33</sup> Er erwähnt auch, daß er zu den kirchlichen Würdenträgern gehört, die sich direkt an Hitler mit Eingaben richteten, die Tätigkeit der Kirchen nicht zu stören.

In den beiden Teilen der Denkschrift werden kirchliche Freiheiten erwähnt, die im Wartheland beseitigt worden sind: Es durften keine Gottesdienste in Privathäusern oder in vorhandenen nichtkirchlichen Gemeinschaftsräumen stattfinden, das in Posen vom Lutherverlag herausgegebene Blatt *Glaube und Heimat* mußte angeblich aus Papiermangel eingestellt werden, während das *Sonntagsblatt im Wartheland*, das keine religiösen Elemente enthielt, nun entstand, die Kollekten während der Gottesdienste sowie überhaupt die Einhebung der Kirchenbeiträge wurden verboten. Das Feiern des Sonntags wurde auf verschiedene Weise beeinträchtigt, und selbst am Karfreitag, dem größten kirchlichen Feiertag der

<sup>32</sup> Vgl. ebenda, S. 109-119, insbes. S. 113.

<sup>33</sup> Zöckler 100, S. 135.

Protestanten, mußten die Gläubigen arbeiten. Infolge der Verordnung des Reichsstatthalters in Posen vom September 1941 verloren alle Kirchen im Warthegau ihren Status als Kirchen und wurden lediglich „als religiöse Vereinigungen, als juristische Personen nicht des öffentlichen, sondern des privaten Rechts“ eingestuft.<sup>34</sup> Das bewirkte nicht nur eine Reihe von Beeinträchtigungen und gezielten Schikanen, sondern auch eine automatische Zusammenschumpfung der Anzahl der Kirchenmitglieder, denn diejenigen, die am 1. 09. 1939 keine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, mußten der Kirche neu beitreten, was aber Jugendlichen unter 21 Jahren untersagt war.

Zöcklers Enttäuschung und Verbitterung tritt in dieser Denkschrift deutlich zutage. Auf die obligate Danksagung „für die durch die Umsiedlung bewirkte Rettung vor dem Bolschewismus“<sup>35</sup> folgt die Darstellung, wie die evangelische Kirche in Galizien einen Mittelpunkt nicht nur des religiösen, sondern auch des „völkischen“ Lebens bildete und wie sie für die inselartig lebende deutsche Minorität ein lebensspendender Kraftquell war. Es werden die Verdienste der Kirche zur Hebung des deutschen Nationalbewußtseins, zur Erhaltung des deutschen Schulwesens und auf dem Gebiet der sozialen Arbeit genannt. Es wird darauf hingewiesen, daß sich die evangelische Kirche im polnischen Staate aufgrund des österreichischen Protestantentpatents und der Kirchenverfassung Freiheiten erfreute, die nun bei den Umgesiedelten aufgehoben werden: „Warum wird uns das jetzt hier im deutschen Reich verboten, was uns in Polen auch in der schlimmsten Zeit erlaubt war“<sup>36</sup>, fragt der Autor rhetorisch. Im zweiten Teil der Denkschrift stellt er auch unumwunden fest, daß „von einer Rückkehr in die alte deutsche Heimat, wie unsere Umsiedlung zunächst dargestellt wurde, keine Rede ist. Unsere galizischen, wolhynischen, bessarabischen, auch buchenländischen Umsiedler sind nicht in ihre alte schöne Heimat in Südwestdeutschland zurückgekehrt, sie wohnen vielmehr zunächst auch hier unter Fremden. Vier Fünftel der Bevölkerung – wenn nicht noch bedeutend mehr – sind und bleiben Polen.“<sup>37</sup> Dabei verstärkte die Feindschaft des Staates der Kirche und dem Christentum gegenüber im wesentlichen jenes Fremdheitsgefühl. Folgerichtig beruft sich dann der in Polemiken gewandte Zöckler auf die Aussagen seiner Landsleute: „Was nützt es, daß man uns von den Bolschewiken befreit hat, wenn man uns jetzt hier die Religion nehmen will!“<sup>38</sup> Freilich blieben solche Eingaben wirkungslos gegenüber der gezielten antikirchlichen und religionsfeindlichen Politik des Dritten Reiches.

In der Endphase des Krieges flohen die Zöcklers zuerst nach Berlin, dann nach Dessau und schließlich nach Stade bei Hamburg, wo schon eine ihrer Töchter als Pflegerin mit einer Krankengruppe angelangt war. Dort blieb der alte Superintendent

---

<sup>34</sup> Ebenda, S. 136.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 129.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 134.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 138f.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 139.



bis zu seinem Tode und versuchte trotz seines Alters, seiner Taubheit, und anderer Krankheiten sich immer wieder für die Galiziendeutschen einzusetzen, leitete zuerst ihr Flüchtlingskomitee, das dann 1948 der Pfarrer Arnold Jaki übernahm, nahm an den Versuchen teil, für sie einen Zufluchtsort im Ausland (in Übersee oder in Österreich) zu finden und ihre noch in Polen in Lagern befindlichen Angehörigen herauszuholen. Er diente seinen Landsleuten auch weiterhin, indem er Rundschreiben verfaßte, wie die in *D. Theodor Zöckler. Zum 100. Geburtstag von Vater Zöckler* abgedruckten: die Denkschrift *Wie sollen wir uns als gläubige Christen deutschen Volkstums zu den Ergebnissen des Weltkrieges stellen?* (vom 1. 12. 1945) oder die Rundbriefe an die „Liebe(n) Glaubens- und Volksgenossen“ vom Dezember 1945, März 1946 und November 1947.

Diese Schriften enttäuschen den Leser in politischer Hinsicht, denn Zöckler hatte durch die Niederlage Deutschlands nichts gelernt, was bestimmt auch an seinem Alter lag. Daß er unter der zwangsläufig harten Politik der Alliierten Deutschland gegenüber litt und gegen sie zu protestieren versuchte, ist verständlich. Aber gleichzeitig sah er nicht ein, daß Deutschland sich selbst durch seine eigene Schuld in jene unheilvolle Lage gebracht hatte. Er war zwar „weit entfernt von der Absicht, die schweren Verirrungen der Naziregierung und die vorgekommenen Greuelthaten abzuleugnen oder beschönigen zu wollen“<sup>39</sup>, und er sprach von der „Mitschuld“<sup>40</sup> der Deutschen, aber er tat nichts, um in seinen Lesern das Gefühl der Schuld und folglich der Reue hervorzurufen. Im Gegenteil, er stellte die als rhetorisch konzipierten Fragen, ob denn Deutschland allein am Ausbruch des Ersten und Zweiten Weltkrieges schuld sei und sprach von den Interessen der anderen Staaten. Er behauptete, daß nicht einmal 1% der Deutschen Nationalsozialisten gewesen seien, während sich die anderen gefügt und gelitten hätten, wofür er als Beispiel die Galiziendeutschen nennt, die um ihre evangelische kirchliche Freiheit gebracht wurden. „Wir litten schwer unter dem Nationalsozialismus, aber als Christen, welche die Mahnung des Apostels Paulus in Römer 13 kennen, haben wir an eine Revolution nicht gedacht; sie wäre ja auch gegenüber dem Terror, unter dem wir standen, erfolglos gewesen.“<sup>41</sup> Er rief nach einer innerlichen Erneuerung des deutschen Volkes, aber ohne es zur Buße aufzurufen. „Den Weltkrieg hat die Quantität, die ungeheure Übermacht der Feinde in bezug auf Menschenmassen, auf Material, auf Gold und irdische Vorteile gewonnen. Im geistigen Kampf hat Gold, hat wirtschaftliche Überlegenheit, haben ungeheure Zusammenballungen von Staaten und Organisationen gar keine Bedeutung.“<sup>42</sup> Das erinnert an das „Gott mit uns!“ an den Helmen der Wehrmacht.

Seine weiteren Schlußfolgerungen sowohl in der Denkschrift als auch in den Rundbriefen beziehen sich auf die Notwendigkeit der Einigkeit der Christen

---

<sup>39</sup>Theodor Zöckler: *Wie sollen wir uns als gläubige Christen deutschen Volkstums zu den Ergebnissen des Weltkrieges stellen.* In: *Zöckler 100*, S. 192.

<sup>40</sup>Vgl. ebenda, S. 196.

<sup>41</sup>Ebenda, S. 195.

<sup>42</sup>Ebenda, S. 199.

untereinander, sowohl der gespaltenen protestantischen Bewegung in Deutschland als auch der evangelischen mit den katholischen Christen und sind somit theologisch und logisch richtig, gehen in Richtung Ökumene. Den Deutschen werden die Polen als Beispiel vorgehalten, die in den schweren Zeiten der Teilungen ihre Einheit als Katholiken und somit auch ihre nationale Identität behalten haben. Dabei wird allerdings die Frage aufgeworfen, ob dies auch unter den neuen Umständen der Fall sein wird, die heute rückblickend bejaht werden kann.

Erst in dem ersten der Rundbriefe erscheint eine Antwort des greisen Kirchenführers auf die Frage *Warum hat uns Gott so schwer gestraft?*: „Weil unser Volk auf dem Wege war, das Beste und Wichtigste, was ihm Gott im Laufe der Vergangenheit geschenkt hatte, zu verlieren.“<sup>43</sup> Damit ist die Religion gemeint, und es wird auf die atheistische Politik des Dritten Reiches angespielt. Auf dieser Grundlage wird zu einer christlichen Erneuerung als der einzigen Rettungschance für das deutsche Volk aufgerufen. Dies ist vom christlichen Standpunkt aus richtig und konnte für die Gläubigen ein guter Anhaltspunkt zur Buße und Umkehr sein. Es fehlt aber die Reue für die deutschen Greuelthaten an den Juden, Zigeunern, Russen, Polen und anderen „minderwertigen“ Nationen. Zwar ist verständlich, daß der alte Priester seinen am Boden der Verzweiflung liegenden „Glaubens- und Volksgenossen“ vor allem Trost und Ansatz zum Neuanfang, zum Fortsetzen der aktiven protestantischen Haltung, die neben dem Beten die Arbeit verlangt<sup>44</sup>, liefern wollte, aber ohne Trauerarbeit, ohne Buße für die Schuld gegenüber anderen Völkern und Andersdenkenden aus den eigenen Reihen war diese geistige Erneuerung nicht möglich.

Man sollte dabei bedenken, daß Zöckler als ein gegenüber den Juden als dem Volk des Alten Bundes positiv eingestellter Missionar nach Galizien gekommen war und daß er dort über vierzig Jahre lang unter Polen, Ukrainern und Juden gelebt hatte. Damit wird klar, wie die nationalistische, im 19. Jahrhundert wurzelnde ideologisch-politische Haltung seine christliche Weltanschauung verdunkelte. Darin liegen die Grenzen des charismatischen Führers der evangelischen Galizien-deutschen, der sich durch seine kirchliche, karitative und kulturelle Arbeit für seine deutschen Landsleute verdient gemacht hatte, aber den anderen gegenüber fremd geblieben war und somit den Nationalsozialismus nur in religiöser Hinsicht zu verurteilen wußte. Vielleicht war das eines der Defizite der deutschen Kirche, das dazu führte, daß Zöckler heute zwar sicherlich eine große Freude über die Nichterfüllung seiner düsteren Visionen aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre über Deutschlands politische und wirtschaftliche Bedeutung empfinden würde, ihn aber der weitere Rückgang des christlichen Glaubens in seinem Lande tief betrüben müßte.

---

<sup>43</sup> D. Theodor Zöckler: *Superintendent i.R. (früher in Stanislaw)*. „Liebe Glaubens- und Volksgenossen“. In: *Zöckler 100*, S. 215.

<sup>44</sup> Vgl. ebenda, z.B. S. 213.